



Der kleine Nicolo vor Meister Nolla.

Der erste Geigenvirtuos.

Der vielversprechende Schüler.

„Euer Nicolo muß nun zu einem tüchtigen Meister, wenn er einmal später ein Künstler werden will!“

Also sprach der Domkapellmeister Giacomo Costa in Genua zu dem Krämer Antonio Paganini, dessen Knabe Nicolo als Wunderkind von sich reden machte, bereits öfter in der Kirche kleine Soli spielte, ja schon in einem öffentlichen Konzert im Theatersaal mitgewirkt hatte.

„Hm,“ brummte der alte Antonio vor sich hin, „ich möchte wol, daß aus meinem Jungen einmal etwas Rechtes wird, aber wo finde ich einen Lehrer, der meinen Nicolo in eine strenge Schule nimmt?“

„Nicolo muß vor Allem fort von Genua, wo er von den Leuten verwöhnt und jetzt schon für einen großen Künstler angesehen wird. Der Weisfall, den sein Spiel hier findet, ist zu überschwänglich und gefährlich für die

Fortentwicklung des Knaben. Er ist auf dem Wege, rückwärts zu schreiten. Darum gebe ich Euch den Rath, bringt Euren Nicolo nach Parma zu Meister Kolla: dort wird er etwas Tüchtiges lernen!"

Der gute Rath Costa's war auf fruchtbaren Boden gefallen, denn schon nach wenigen Wochen nahm der jugendliche Violinspieler, wenn auch mit schwerem Herzen, Abschied von der Mutter, und Vater Antonio machte sich mit seinem Sohne auf nach Parma.

Als Beide in die Wohnung Kolla's kamen, lag dieser krank und müthig im Bette. Seine Frau führte die Ankommenden zunächst ins Nebenzimmer, um erst mit ihrem Manne Rücksprache wegen des Besuchs zu nehmen. Auf dem Tische lag eine Violine und die neue ste Komposition des Meisters. Es bedurfte nur eines Winkes von Vater Antonio: Nicolo ergriff das Instrument und spielte das Konzert vom Blatte. Der Komponist lauschte von fern und wünscht zu wissen, wer der fremde Virtuos sei. Als der letzte Ton des Konzertes zu Ende, trat er in das Zimmer, fuhr aber erstaunt zurück, als er die Geige in der Hand des Knaben sah.

„Was wollt Ihr hier?“ fragte Kolla.

Vater und Sohn verbeugten sich und Antonio ergriff nun schmunzelnd das Wort. Er erzählte, daß sie von dem Domkapellmeister Costa hergeschickt seien und daß sein Sohn Nicolo Schüler des berühmten Violinspielers Kolla werden solle.

„Nun, was ich von Eurem Sohne soeben gehört, war ja recht hübsch; aber wir wollen einmal sehen, was der Junge weiter kann,“ meinte Kolla.

Nicolo mußte noch einige schwierige Konzertstücke spielen; nachdem er damit zu Ende, klopfte Kolla den Vater auf die Schulter und sagte:

„Guter Mann, Euer Sohn spielt so ausgezeichnet, daß ich hier nicht viel mehr zu lehren vermag. Ich aber werde trotzdem versuchen, ihn weiterhin auszubilden, namentlich soll er einige Zeit lang Komposition studiren, damit er immer tiefer in den Geist der Tonkunst eindringt.“

„Und das Honorar?“ fragte Antonio.

„Lassen wir diese Frage heute auf sich beruhen und warten wir erst den Erfolg ab; wir werden uns schon verständigen.“

Der Vater drückte dem Meister Kolla dankbar die Hand, dann verabschiedete er sich mit seinem Sohne.

Vier Tage später empfing Nicolo den ersten Unterricht bei dem gezeirtesten Geigenpieler Italiens, und nach einem weiteren Jahre unternahm er in Begleitung seines Vaters die ersten Kunstreisen, die ihm schnell einen bedeutenden Ruhm verschafften.

Das Abenteuer im Schwarzen Schlosse.

Es war gegen die Mitte des Sommers, als eine mit zwei Postpferden bespannte Kutsche durch die hohen Berge fuhr, welche Frankreich von Italien trennen. Der Tag war glühend heiß gewesen; die Pferde schliefen mehr, als daß sie gingen. Je weiter man kam, desto dunkler wurden die Wolken, welche sich am Horizonte bildeten; als das Blau des Himmels vollständig hinter den düstern Wolken verschwunden war und die am tiefsten gesunkenen Wolken gleich einem schwärzlich-gelben Rauch über die Landschaft dahin zu eilen begannen, erhob sich ein wilder Sturm, und es dauerte nicht lange mehr, da sperrte eine schreckliche, finstere Nacht jede Aussicht ab. Blitze durchfurchten in kürzer werdenden Zwischenräumen das Dunkel, und unheimliches Rollen des Donners folgte ihnen nach. Da es nicht mehr möglich war, die Gegenstände zu unterscheiden, wenn nicht gerade ein Blitz dieselben mit seinem flüchtigen Lichte erhellte, so war der Postillon vom Bock gestiegen und führte seine Pferde am Zügel. Eben befand man sich auf einer sehr schmalen Straße, an deren beiden Seiten breite und tiefe Gräben waren, als die Grundfesten der Erde von der Macht des gewaltigsten Donners erzitterten. Orkan, Wolkenbruch, Blitz und Donner fuhrren gleich entfesselten Furien dahin und brachten in ihrer Vereinigung die zu gleicher Zeit großartigste und schrecklichste Wirkung hervor. Der Sturm war so heftig, die nieder sinkenden Regengüsse so gewaltig, daß die Kutsche ihnen nicht zu widerstehen vermochte und näher und näher dem Rande eines der beiden Gräben kam. Der Vetturino stuchte und schimpfte auf die Elemente, die beiden Reisenden aber, welche fast eingekerkert waren, beteten zu dem Himmel, daß er sie aus der gegenwärtigen Gefahr errette.

Endlich stürzte die Kutsche in den Graben hinab. Die Reisenden erlitten dabei glücklicherweise keine Verletzung. Mit Mühe und Anstrengung arbeiteten sie sich aus ihrem Kerker hervor, während noch immer der Regen in Strömen niederfiel. Es kam darauf an, ein Obdach zu finden, in welchem man die schreckliche Nacht verbringen könnte, und als Paganini sich umschaute, erblickte er rechts von dem Graben, oder vielmehr von dem Flutbette, in welchem die Kutsche lag, in einer nicht zu großen Entfernung ein Licht, mit welchem der Sturm sein Spiel zu treiben schien.

„Es ist, wie ich glaube, Castelnovo,“ jagte der Vetturino, als er ebenfalls das Licht bemerkt hatte; „folgen Sie mir nur dorthin, Signori, denn der Herr dieses Schlosses wird uns ein Nachtlager gewiß nicht versagen.“

Und die beiden Reisenden folgten durch Wasserströme vertrauensvoll ihrem ergebenen Führer.

Es war etwa neun Uhr; die beiden Reisenden und der Betturino gelangten vor das Thor des Schlosses, zu dessen beiden Seiten sich zwei gewaltige Thürme erhoben, die statt der Wetterfahnen jeden Abend auf ihren Spitzen angezündete Laternen trugen.

Nachdem der Herr von Castelnero die Erzählung des Vorgefallenen angehört hatte, gab er Befehl, die Schiffbrüchigen in ein Zimmer des Schlosses zu bringen. Da aber an jenem Abende ein Familienfest in Castelnero gefeiert wurde und alle Zimmer von den zahlreich Eingeladenen in Besitz genommen waren, so führte man die beiden Unbekannten in die zwei abgelegnen Kämmerchen, welche sich seitwärts von einem der Thürme befanden. Auch die Pferde wurden von der umgestürzten Kutsche eingeholt, das Thor schloß sich hinter ihnen, und nun setzte man das Fest fort, als habe es keine Unterbrechung erlitten.

In einem prachtvoll geschmückten Saale saßen etwa 60 Personen um eine Tafel. Eine mit Diamanten geschmückte junge Frau von schönem Antlitz und hohem Wuchs thronte gleich einer Königin in der Mitte der Tafel; ihr zur Rechten saß ein schöner junger Mann und Weiden gegenüber der Herr des Schlosses. Man trank, man scherzte, man brachte Toaste aus auf den Herrn des Schlosses — es war eine Hochzeit, welche man hier feierte. Da plötzlich wurden Alle von einem jähen Schreden ergriffen.

Drei Bediente hatten die silbernen Schüsseln fallen lassen, welche sie hereintrugen; stumm und regungslos standen sie da, ohne daß sie wagten sich zu beugen, um die Schüsseln wieder aufzuheben.

„Was giebt es, Francesco, was ist vorgefallen?“ wandte sich einer der Gäste an einen alten Diener, welcher seine Schüssel zur Hälfte auf dessen Kleider und zur andern Hälfte auf den Tisch ausgeschüttet hatte.

„O Excellenz, die Hölle hat ihre Pforten durchbrochen, die Dämonen sind aus derselben hervorgegangen und haben sich hier in diesem Schlosse einquartiert.“

Während er diese Worte sagte, wurde sein Antlitz bleich und seine Lippen begannen zu zittern.

„Die alten Varren sind furchtsam wie die Kinder,“ sagte der Herr des Schlosses; „sie erschrecken vor dem Donner und den Blitzen.“

Man verließ den Speisesaal, um sich in den Tanzsaal zu begeben. Die Quadrillen bildeten sich, und bei den Klängen eines Pianos durchschwebten die Tänzer und Tänzerinnen den Raum. Inmitten eines Contretanzes trat Francesco von Neuem ein, indem er leuchte und seine Augen wild in ihren Höhlen rollten. Er sagte, daß die Hölle ihre Wuth verdoppelt habe und kein Diener mehr den Muth besitze, seine Pflicht zu erfüllen.

„Man muß die Fenster öffnen!“ sagte ein verwegener junger Mann, „denn es ist erstickend heiß in diesem Saal, und der Tanz wird noch einmal so heiter sein, wenn die Blitze als Fackeln zu ihm leuchten und der Donner mit seinem Rollen den Takt angiebt.“

„Die Fenster geöffnet!“ wiederholte man von allen Seiten in ausgelassenem Uebermuth.

Kaum drang aber das entfesselte Toben der Elemente durch die geöffneten Fenster in das Innere des Saales, als die kaum noch so heitere, frohe, lustige, ausgelassene Gesellschaft plötzlich wie von einem Todesfrost ergriffen wurde. Der Orkan wüthete, der Regen fiel noch immer in Strömen nieder, die Blitze durchzuckten das Gewölk, aber dennoch war es eine Stimme, welche das Toben der Elemente übertönte; bald schien sie zu wüthen und wild über die Abgründe hinweg zu rollen, bald wieder wurde sie gedämpft und löste sich in ein herzzerreißendes Schluchzen auf; es war das ein Geschrei von verschiedenartiger Natur, von unbeschreiblichem Klang. Nie hatte man etwas Aehnliches gehört, die unerschrockensten Tänzer schienen an ihren Platz gebannt und zu gleicher Zeit von Grausen und Bewunderung ergriffen.

Im ersten Augenblick wollten Alle hinüber eilen in den Thurm des Schlosses, aus welchem die seltsamen Töne kamen. Allmählich erstarb jedoch das Rollen des Donners, und auch jene seltsame Stimme erstarb in Seufzern, gleich einem fernen Echo. Aber einen Augenblick später begann ein neues Bacchanal. Man hörte phantastische Töne einander rufen und antworten. Kein Zauberer hätte etwas Wunderfameres hervorzubringen vermocht.

Die aus dem Thurme des Schlosses hervorgehenden Töne schienen etwas Uebernatürliches zu sein. Die Gäste hatten bis jetzt wie versteinert an ihren Stellen gestanden; als aber jetzt die Wuth des Angewitters nachließ, als der Sturm aufhörte zu heulen, da erklang ein Gebet, ein erhabener Hochgesang von dem Orte aus, wo eben noch ein diabolisches Orchester seine seltsamen Töne aufgespielt hatte. Und dieses Gebet, dieser erhabene Hochgesang, es war die Hymne des Moses. Man erkannte jetzt, daß die gewaltigen Töne von einer Geige herrührten; die Gesellschaft eilte nach den Fenstern, man blickte nach dem Thurme hinüber und sah bei dem schwachen Scheine eines Lichtes den Körper eines hageren Mannes, der ganz mit seinem Instrument zusammengewachsen schien. Alle überließen sich der Hoffnung, daß sie am folgenden Tage den sonderbaren Mann näher kennen lernen würden, welcher so eigenthümliche und verschiedenartige Aufregungen in ihnen hervorzurufen vermocht hatte. Aber um fünf Uhr Morgens verließen der Vetturino und die beiden Reisenden das Schloß, ohne daß Jemand den Namen des Virtuosen erfahren hatte.

Zwei Monate nach diesem merkwürdigen Abenteuer begaben sich die beiden Neuvermählten, der Graf und die Gräfin von M., nach Genua. Sie waren dorthin eingeladen, um einen großen Künstler zu hören, einen Künstler, der sich einen Weltruf erworben hatte. Sie nahmen ihren Platz in dem Konzertsale ein, und während Alle nur von dem berühmten Meister der Töne sprachen, sah man einen hageren Mann mit langem und abgezehrem Antlitze auftreten. Er begann sein Spiel, und das Erste, was er vortrug, war das Gebet des Moses. Lauter Beifall krönte den Vortrag; nur der Graf und die Gräfin von M. blieben stumm. Sie waren so sehr ergriffen, daß ihre Glieder fast erstarrt schienen; sie hatten den geheimnißvollen Gast aus dem schwarzen Schlosse wieder erkannt — Paganini.

Paganini's Leibkutschfr.

Paganini befand sich eines Abends in den Straßen von Wien, als der Donner rollte und der Regen an die Fenster schlug. Ohne Zweck hatte er sein Gasthaus verlassen und schlenderte zwischen den Häusern dahin, als ihn plötzlich der Regen und das Gewitter überraschten. Um in sein Gasthaus zurückzukehren, mußte er wenigstens einen Weg von einer halben Stunde zurücklegen; es blieb daher nur das Eine übrig, sich in einen Wagen zu setzen. Paganini rief nach einander drei Fiaker an; aber die Kutscher verstanden die italienische Sprache nicht, setzten ihre Fahrt fort und weigerten sich, ihre Kutschen zu öffnen. Ein vierter Fiaker kam vorüber; der Regen fiel in Strömen; es war ein schreckliches Wetter. Dieses Mal hatte es der Kutscher verstanden; es war ein Italiener, ein leibhaftiger Italiener. Als Paganini einstieg, wollte er sich vorher über den Preis mit ihm verständigen und fragte ihn daher:

„Was nehmen Sie, wenn Sie mich in mein Gasthaus zurückfahren?“

„Fünf Gulden,“ antwortete er, „so viel, wie ein Billet zu einem Konzert von Paganini kostet!“

„Wie kannst Du es wagen, fünf Gulden für eine so kurze Fahrt zu verlangen? Paganini spielt auf einer Saite; kannst Du Dich rühmen, daß Du Deine Kutsche auf einem Rade fahren kannst?“

„Ach, mein Herr, es ist gerade nicht so schwer, wie man behauptet, auf einer Saite zu spielen; ich bin auch Musikant, und habe heute den Preis meiner Fahrten verdoppelt, damit ich den Herrn hören kann, welchen man Paganini nennt.“

Nun feilschte Paganini nicht mehr. Der Kutscher brachte ihn gesund und wohlbehalten nach Hause. Er zog fünf Gulden aus der Börse und nahm außerdem ein Billet aus seiner Brieftasche.

„Hier,“ sagte er zu dem Kutscher, „hier ist die Summe, welche Du mir abverlangt hast, und außerdem ein Billet, damit Du den Herrn Paganini in einem Konzert hören kannst, welches er morgen in dem philharmonischen Saale geben wird.“

Der folgende Tag war erschienen und um 8 Uhr Abends drängte sich die Menge an der Thüre des Saales, in welchem sich der berühmte Geiger hören lassen sollte. Er wollte eben eintreten, als einer der Thürsteher ihn rief und sagte: „Dort an der Thüre ist ein Mann in einer Jacke, und überdies ziemlich unsauber gekleidet, welcher mit Gewalt eintreten will.“ Paganini folgte dem Thürsteher und sah bald den Kutscher vom gestrigen Tage, welcher, fußend auf dem Rechte, das ihm ertheilt worden war, mit seinem Billet eintreten wollte. Er schrie und versicherte, daß man ihm ein Geschenk mit seinem Plaze gemacht habe, und daß ihm Niemand die Theilnahme an dem Konzert verweigern könne. Paganini befohl dem Thürsteher, nachzugeben und den Mann ungeachtet seiner Jacke und seiner schlecht gewichsten plumpen Schuhe eintreten zu lassen, zumal er sich unter der Menge verlieren würde. Als der Künstler aber auf das Orchester trat, erblickte er zu seinem großen Erstaunen dicht vor sich den Kutscher, welcher durch den Gegenatz, den seine Kleidung und seine ganze Gestalt mit dem reichen Schmuck der auf den ersten Plätzen sitzenden schönen Damen bildete, das allgemeine Aufsehen erregte. Jeder der Vorträge wurde mit Begeisterung beklatscht; Paganini erlebte einen seiner größten Triumph, aber der Mann in der Jacke feierte einen beinahe eben so großen Triumph. Er begann oft in der Mitte eines Stückes zu klatschen, während alle übrigen Zuhörer schwiegen. Sein Benehmen, sein Weisalklatschen machten ihn eben so bemerklich wie sein im höchsten Grade merkwürdiger Anzug.

Das Konzert war zu Ende und Paganini dankte dem Himmel, daß es ohne einen unangenehmen Zwischenfall verlaufen war. Als er am folgenden Morgen aufstand, meldete man, daß ein Mann mit ihm zu sprechen begehre, seinen Namen aber nicht nennen wolle. Er trat ein.

„Diavolo! was wollen Sie?“

„Excellenz,“ antwortete er, „ich wollte Sie um eine Gefälligkeit bitten, um eine große Gefälligkeit. Ich bin Vater von vier Kindern, ich bin arm, ich bin Ihr Landsmann; Sie sind reich, Sie besitzen einen Ruf ohne Gleichen; wenn Sie wollen, so können Sie auch mich glücklich und reich machen.“

„Wie soll ich das verstehen?“

„Erlauben Sie mir, mit großen Buchstaben hinten an meine Kutsche zu schreiben: Paganini's Leibkutsche.“

„Geh' zum Teufel und schreib' an Deine Kutsche, was Du willst.“

Der Mann war kein Dummkopf. In wenig Monaten war er in Wien bekannter als Paganini selbst. Durch jene Inschrift erwarb er sich ein beträchtliches Vermögen. Als der Geigenvirtuos zwei Jahre später wieder nach Wien kam, hatte dieser Kutscher bereits so viel verdient, daß er ein Gasthaus sein Eigenthum nennen konnte. In zwei Jahren hatte er ein Vermögen von hunderttausend Gulden erworben und seine Droßke verkaufte er überdies für 50,000 Gulden an einen reichen englischen Lord.“

Der Matrosengeiger und der Lebensreiter.

Als Paganini an seinem Dezembertage in Marseille ankam, um dort Konzerte zu geben, schrieb er sich dazu eigene Variationen, die er gewöhnlich in seinem Zimmer Abends einübte. Bei einer solchen Probe sprang ihm plötzlich eine Saite. Er hielt inne. In diesem Augenblicke hörte er ein Geräusch im Kamin. Er fuhrte, nahm das Licht, sah nach, erblickte jedoch nicht das Geringste. Dann suchte er in der ganzen Stube herum, öffnete die Thüre seiner Wohnung und fand nichts. Er rief seinen Bedienten, man entdeckte nichts. Paganini zog die Saite auf und geigte wieder. Die Saite rief neuerdings — abermals ein starkes Geräusch im Kamin. — Nun ward es ihm zu arg. Er warf sehr viel Holz in das Feuer — rief abermals den Bedienten — da fällt plötzlich ein Mensch aus dem Schornstein herab, völlig betäubt vom Rauch, und stürzt Paganini zu Füßen.

„Verzeihung, Herr!“ ruft er, „Verzeihung, ich bin ein armer Musiker, und wollte Sie spielen hören. Zu dürstig, um ein Billet zu Ihrem Konzerte lösen zu können, krieche ich heute zum dritten Male schon von meinem Dachfenster in Ihren Schornstein und bewundere Ihre göttliche Kunst! Allein gestern und vorgestern habe ich mir die Beine und die Hände so sehr aufgeschunden, daß ich mich nur mit Mühe festhalten konnte; ich rutschte immer tiefer, und als Sie so viel Holz anzündeten, stürzte mich der Rauch vollends herab. Ich habe Sie nun dreimal, ohne dafür zu bezahlen, spielen gehört, aber ich bitte Sie um Gotteswillen, fordern Sie nichts dafür, denn ich habe beim Himmel keinen Heller.“ Dabei küßte er Paganini's Hand und streichelte des Meisters Geige.

Paganini war sichtbar ergriffen. Er examinierte des armen Teufels musikalische Kenntnisse, fand, daß er Sinn und Liebe zur Musik habe, und veriprach, ihm Unterricht zu geben. Der Musikus hieß Abarti und war in Marseille nur unter dem Namen der „Matrosen-Geiger“ bekannt. Er begleitete Paganini auf seinen Reisen und dieser sorgte für ihn.

Paganini ging einmal am Ufer der Themse spazieren, als hinter ihm ein lautes Geschrei um Hilfe ertönte. Er wendete sich um und erblickte eine

Menge Menschen, die am anderen Ufer stromabwärts rannten und mit den Fingern in die Mitte der Themse wiesen. Ein schöner Knabe, im Alter von sieben bis acht Jahren, wurde von den Wellen getrieben und war auf dem Punkte zu ertrinken. Paganini sah sich bald von einer großen Schar von Gaffern, unter denen viele müßige Matrosen, umgeben, ohne daß irgend einer von diesen Lust gezeigt hätte, die Rettung des Knaben zu versuchen. Ein dicker Herr, ein ehemaliger Plantagenbesitzer, der nun in London von seinen Millionen lebte, versprach ganz phlegmatisch zwei Pfund Sterling Demjenigen, der das Kind retten würde. Niemand bewegte einen Fuß.

„Hundert Pfund geb' ich dem Retter des Kindes!“ rief Paganini, und kaum waren diese Worte aus seinem Munde, so stürzte sich schon ein geübter Taucher in den Strom, faßte den sinkenden Knaben am langen Haare des Hinterhauptes, und brachte ihn ans Ufer, wo er zu Paganini's Füßen von einem schnell herbeigeholten Wundarzte bald wieder zum Leben gebracht wurde.

Eben schlug der Knabe die Augen auf, als ein vierspänniger Wagen hielt, aus welchem eine vornehm gelleidete Dame stieg, die mit dem Ausdruck des innigsten Mitleids nach dem Vorfalle sich erkundigte. Mit einem Schrei des Entsetzens und der Freude erkannte sie in diesem Knaben den einzigen Sohn ihrer Schwester, und fuhr mit ihm und Paganini, den sie in der Freude ihres Herzens umarmte, in ihre Wohnung, wo sie ihn zur Tafel lud, an welcher die vornehmsten Herren und Damen Theil nahmen. Die Dame des Hauses fragte Paganini, ob er wol im Stande wäre, dieses Ereigniß aus dem Stegreife auf seiner Violine in Tönen darzustellen und die Empfindungen einer Mutter auszudrücken, die zufällig an die Stätte des Unglücks kommt und ihr Kind zwischen Leben und Tod ringen sieht.

Wehmüthig lächelnd bejahte Paganini ihre Frage. Man holte seine Violine. Nach einigen genialen Griffen schienen seine Augen von einer höhern Flamme zu erglühen: er spielte das lustige Hüpfen des Kindes auf dem blumigen Ufer, den Sturz in das Wasser mit dem Wellenschlage, den kurzen Nothschrei des Kindes, das Herbeilaufen und Hülfersuchen der Leute, das theilnamlose Schauen der Umherstehenden, das Phlegma des füzigen Plantagenbesitzers, den herzzerreißenden Angstschrei der herbeirennenden Mutter, den Sprung des Matrosen, die hastigen Athemzüge, womit die Mutter Luft in die Brust des Kindes zu bringen suchte; endlich schloß er, nach einer alle Herzen der Gäste krampfhaft zusammenschnürenden Zweifelspause zwischen Leben und Tod, mit den berauschedenden Siegestönen des Mutterjubels über das erwachende Leben des geretteten Kindes, mit einer so tonreichen Kraft, daß sie jedes Orchester überwältigt hätte.

Nachdem der Künstler geendet, brach ein Beifallssturm unter den Gästen aus, der gar kein Ende nehmen wollte.

Es war am 27. Mai 1840, als Paganini in Nizza starb. Die Behörden verweigerten dem Künstler ein Stückchen Erde, weil er ohne den Beistand der Religion gestorben sei. Das Dampfschiff, welches nach Genua, seinem Vaterlande, fuhr, wollte den Leichnam nicht mitnehmen. Man stellte ihn einstweilen in einen Keller, bis die Erlaubniß von Rom eintraf, denselben nach der Villa Gajona, in der Nähe von Parma, zu bringen, wo er erst nach fünf Jahren in einfacher Weise beerdigt wurde.

Der Hofkapelldirektor im Inkognito.

In der Straße Poissonnière in Paris befand sich vormals ein Kaffeehaus, in welchem sich Sonn- und Feiertags die geschäftslosen Musiker versammelten. Nach diesem Lokale kamen die Ball- und Konzertunternehmer von Paris und Umgegend, um sich für den Tanz oder für ein Konzert die erforderlichen Musiker zu bestellen. Eines Tages erscheint der Direktor eines Sommertheaters in dem Kaffeehaus, um einen Violinspieler für sein Theater zu gewinnen. Da bietet sich ein ziemlich gebrechlicher Greis an, der jedoch seines hohen Alters wegen abgewiesen wird.

„Wohltaun,“ sagte der Greis, „nehmen Sie mich um drei Francs; Sie sollen es nicht bereuen, mich engagirt zu haben!“ Drei Francs galt nämlich als der niedrigste Honorarsatz.

Der Direktor willigt ein, das Geschäft ist abgemacht.

Zwei Stunden nachher sitzt der Alte im Orchester im Freien und spielt Sommertheatermusik. Die mehr an eine Droschkenmusik gewöhnten Tänzer waren nicht wenig erstaunt, aus dem ohrenzerreißenden Durcheinander die sanften, melodischen Töne einer Violine zu vernehmen: alle Blicke wendeten sich nach dem Orchester.

Plötzlich erkannte ein Student den alten Geiger; der Tanz wurde eingestellt und der gute Alte beinahe im Triumph umhergetragen.

Der kleine Greis, der sich so sehr darin gefiel, unerkannt zu spielen, war der Hofkapelldirektor Karl's X., der berühmte Paër.